

Corina Bomann

# Sturmherz

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein-taschenbuch.de](http://www.ullstein-taschenbuch.de)



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch  
1. Auflage Februar 2017  
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2017  
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München  
Titelabbildung: © Mauritius Images/Mike Hughes/Alamy  
Satz: LVD GmbH, Berlin  
Gesetzt aus der Adobe Caslon  
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-548-28839-0



# Prolog

1962

Ein heftiger Windstoß traf das Fenster und übertönte die Musik aus dem Küchenradio.

Die junge Frau sah erschrocken von ihrem Koffer auf. Das Knarren klang warnend.

Vom Unwetter war in der Dunkelheit sonst nichts zu erkennen. Die Fensterscheibe zeigte lediglich ihr Spiegelbild: eine Achtzehnjährige mit rotblondem Haar und grünen Augen.

Angst lag auf ihren Zügen und wühlte in ihrem Innern. Wenn ihr Vorhaben misslang, würde sie niemals aus diesem von Schicksalsschlägen und Ungerechtigkeiten geprägten Leben herauskommen.

Noch vor Monaten hätte sie nicht erwartet, dass sich jemals etwas ändern würde. Dann war ein Hoffnungsschimmer erschienen, ein Mann, der das Tor zu einer anderen Welt geöffnet hatte. Einer Welt, in die sie heute Abend fliehen wollte.

Allerdings hätte sie sich besseres Wetter für ihren Ausbruch aus der elterlichen Wohnung gewünscht.

Schon seit Wochen war der graue Wolkentepich über Hamburg nicht mehr aufgerissen. Heftige Regenschauer prasselten auf die Häuser, Windböen zertränkten an den Passan-

ten. Noch vor wenigen Tagen hatten die Meteorologen von einem leichten Tief gesprochen, doch mittlerweile glaubte ihnen niemand mehr.

Ein Schauer lief über ihren Nacken, als der Sturm das Fenster weiter attackierte. Dann rang sie ihre Angst nieder.

Es ist nur noch ein Gang durch die Straßen, sagte sie sich. Zur S-Bahn-Station und dann weiter nach St. Georg. Wenn ich erst mal bei ihm bin, brauche ich mich nicht mehr zu fürchten.

Sie wandte sich wieder ihrem Koffer zu. Viel hatte sie nicht eingepackt. Lediglich ein paar Kleidungsstücke, ein wenig Kosmetik und ihre beiden liebsten Bücher: *Onkel Toms Hütte* und *Sturmhöhe*.

In ihrem Elternhaus waren Bücher nicht gern gesehen. Ihr Vater hielt es für Geldverschwendung, welche anzuschaffen. Die beiden, die sie besaß, hatte sie sorgfältig vor ihm versteckt, denn *er* hatte sie ihr geschenkt.

Ein liebevolles Lächeln huschte über ihr Gesicht, als sie sich sein Bild vor Augen rief: blondes Haar, leuchtend blaue Augen, athletisch trotz seiner Liebe zu Büchern und zum Studieren. Rick. Der Name brachte ihre Sinne zum Klingen.

Noch einmal strich sie über die beiden Buchdeckel, dann breitete sie ein Tuch über sie und schloss den Koffer. Sie hob ihn vom Bett und lauschte. Die Musik dudelte. Von ihrem Vater war nichts zu hören. Wahrscheinlich schlief er noch immer auf dem Sofa. Es war Zeit zu gehen.

Sie zog ihren Wollmantel über, das beste Stück, das sie besaß. Um ihren Kopf band sie ein dunkles Tuch, das auch einen Teil ihres Gesichts verhüllte. So würden die Nachbarn hoffentlich nicht merken, wer da mit einem Koffer in der Hand die Straße hinunterging.

Auf Zehenspitzen verließ sie ihr Zimmer. Auf dem Weg zur Haustür musste sie an ihrem Vater vorbei. Wenn sie ihn dabei weckte, war ihr Fluchtplan passé.

Glücklicherweise dämpfte der alte Teppich ihre Schritte. Sie hatte das Muster immer gehasst, doch er war billig gewesen, und nachdem ihre Mutter gestorben war, hatte auch der Sinn für Schönes die Wohnung verlassen.

Die junge Frau warf einen Blick auf ihren Vater, der etwas verdreht auf dem Sofa lag und schnarchte. Die Schnapsflasche neben ihm war umgefallen, doch sie war ohnehin leer gewesen und hatte keinen Schaden angerichtet.

Unter der Woche hielt er sich zurück, aber am Freitag kam er immer schon betrunken nach Hause – und trank weiter, nachdem er sich lautstark über seine Kollegen und manchmal auch über die Fehler seiner Tochter beschwert hatte. Mittlerweile hatte er noch viel mehr an ihr auszusetzen als früher. Manchmal verprügelte er sie.

Doch damit war nun Schluss.

Sie hatte überlegt, ob sie ihm eine Nachricht hinterlassen sollte, sich dann aber dagegen entschieden. Ihr Vater brauchte nicht zu wissen, wo sie steckte. Sie wurde zwar erst in drei Jahren volljährig und damit offiziell unabhängig von ihm, aber so lange wollte sie nicht warten.

Ihre Hand, die den Koffer hielt, war schweißnass. Sie sollte gehen, doch sie konnte sich nicht vom Anblick ihres Vaters lösen.

Der Schlafende gab einen Grunzlaut von sich und wälzte sich herum.

Seine Tochter zuckte zusammen. Bitte nicht, flehte sie still. Schlaf weiter. Schlaf weiter.

Kurz stockte sein Atem, dann schnarchte er wieder.

Die junge Frau unterdrückte ein erleichtertes Aufseufzen. Im Flur warf sie noch einen Blick auf das Bild ihrer Mutter, das an der Wand hing. Hätte sie verstanden, was sie hier tat?

Sie hatte nie die Gelegenheit gehabt, mit ihr darüber zu sprechen, wie es war, eine erwachsene Frau zu sein, sich zu verlieben, sich für einen Mann zu entscheiden. Doch sie hörte auf ihr Herz, das ihr sagte, dass sie das Richtige tat.

Leise zog sie die Wohnungstür hinter sich ins Schloss. Einen Schlüssel nahm sie nicht mit, denn sie hatte nicht vor zurückzukehren.

Als sie das Haus verließ, traf der Sturm ihr Gesicht. Die harten Regentropfen fühlten sich an wie Nadeln auf ihrer Haut. In den Wasserpfützen auf der Harburger Chaussee spiegelten sich die Straßenlampen. Der Deich zu ihrer Linken verschmolz ebenso wie der kleine Graben davor beinahe ganz mit der Dunkelheit.

Die junge Frau raffte den Kragen des Mantels zusammen und stemmte sich gegen den Wind. Es war Freitagabend, die meisten Leute waren bereits zu Hause. Ihre Wagen reihten sich vor den dunkelroten Wohnblöcken auf. In den Fenstern brannte Licht. Glücklicherweise war es ihren Nachbarn wohl zu ungemütlich, um noch mal rauszugehen.

Sie lief die Straße hinunter, an den Häusern vorbei in Richtung der S-Bahn-Station Veddel. Niemand kam ihr entgegen. Auch nicht, als sie die Treppe zum Bahnsteig hinaufging. Im Schein der Lampen sah sie einen Mann zusammengesunken auf einer der Wartebänke. Die Anzeigetafeln schaukelten im Wind.

Bekommen schritt die junge Frau den Bahnsteig entlang. Bis zum nächsten Zug dauerte es noch gut zwanzig Minu-

ten. Wenn ihr Vater aufwachte, würde er sicher hier zuerst suchen. Damit war angesichts seiner Trunkenheit nicht zu rechnen, aber sie wollte es nicht ausschließen.

»Absaufen werden sie«, brummte es neben ihr.

Die junge Frau zuckte zusammen. Die Worte kamen von dem Mann auf der Bank. Er hatte das Gesicht tief in seinen Mantel vergraben und schien zu träumen.

Sollte sie ihn ansprechen?

»Die Ratten sind schon lange wech«, fuhr der Mann fort. »Wir hätten auch gehen sollen ... Aber nein, wir bleiben. Wir bleiben.«

So, wie er redete, klang ihr Vater manchmal auch, wenn der Schnaps ihn melancholisch machte. Der Mann schien stockbetrunken zu sein, vielleicht war es einer der Obdachlosen, die sich in der Gegend herumtrieben. Oder er lebte in einem Behelfsheim.

Die junge Frau kannte die Behausungen am Vogelhütten-deich nur zu gut. Sie hatte sich mit einer Familie dort angefreundet, die aus Ostdeutschland geflohen war, um in Hamburg ein neues Leben anzufangen. Anna Berger, die Mutter zweier Kinder, war ihr in den vergangenen Monaten eine Freundin, ja beinahe Ersatzmutter geworden. Die junge Frau wagte nicht, mit ihr über die Probleme mit ihrem Vater zu sprechen, aber ansonsten schätzte sie ihren Rat. Sie war sicher, dass Anna verstehen würde, was sie hier tat. Wenn die Umstände zu schlimm wurden, war manchmal Flucht das einzige Mittel.

Doch neben den Bergers, die sich eine neue Existenz aufbauen wollten, lebten auch andere dort am Deich. Menschen, die aufgegeben hatten. Menschen, denen es nicht gelang, ihr Leben neu zu ordnen. Ihr Vater gehörte ebenfalls zu

diesen Hoffnungslosen, nur dass er dank ihrer Mutter in einer guten Wohnung lebte. Sie wollte nicht dazugehören. Sie wollte ein Leben jenseits von Wilhelmsburg, wo das Elend so nahe war.

Vielleicht war es doch besser, ein Taxi zu nehmen?

Als der offensichtlich betrunkene Mann erneut etwas Unverständliches lallte, wurde es ihr zu viel. Sie umklammerte ihren Koffer fester, ging die Treppe hinunter und strebte dem Ausgang zu.

Der Taxistand vor dem Bahnhof war leer. Offenbar war es den Fahrern zu windig – oder sie waren alle unterwegs. Immerhin war es Freitagabend, die Leute wollten sich vergnügen nach der harten Arbeitswoche.

Sie wollte sich schon wieder der Treppe zum Bahnsteig zuwenden, als Motorengeräusch hinter ihr ertönte und Scheinwerferlicht sie streifte.

Instinktiv wirbelte sie herum und hob den Arm.

Der Fahrer machte neben ihr halt und kurbelte das Seitenfenster herunter.

»Guten Abend, junges Fräulein, wohin wollen Sie denn in dieser stürmischen Nacht?«

»Nach Sankt Georg bitte, in die Rautenbergstraße.«

»Dann steigen Sie mal ein.«

Die junge Frau ließ sich auf den Beifahrersitz sinken. Durch das Prasseln des Regens erkannte sie kaum die Straße vor sich. Ihre Wangen pulsierten, und nun spürte sie, wie die Kälte auch unter ihren Mantel kroch.

Sie würde das Geld fürs Taxi später sicher vermissen. Das war allerdings besser, als bei diesem Wetter auf einem Bahnhof zu stehen, mit einem unheimlichen betrunkenen Mann als Gesellschaft, der irgendwelchen Unsinn redete.

»Ist ziemlich gefährlich, jetzt unterwegs zu sein«, sagte der Fahrer, während er das Radio etwas leiser drehte. »Sie müssen einen wirklich guten Grund haben. Von überall regnet es Dachziegel, ich hätte vorhin beinahe auch einen abgekriegt.«

»Das tut mir leid«, gab sie zurück und legte die Arme über den Koffer. Sie hatte keine Lust, dem Taxifahrer alle Details ihrer Reise darzulegen. Doch der Mann war neugierig.

»Wollen Sie verreisen?«

»Ja.«

»Und wohin?«

»Ich fahre mit meinem Freund ins Wochenende«, entgegnete sie. »Nach Lüneburg.«

Das war die erste Stadt, die ihr einfiel. In Wirklichkeit sollte die Reise woanders hingehen. Doch das brauchte er nicht zu wissen. Wenn die Polizei nach ihr suchte und vielleicht ein Foto in den Zeitungen veröffentlichte, würde es gut sein, wenn niemand wusste, wohin sie wirklich unterwegs war.

Der Mann blickte sie kurz von der Seite an, als würde er ihre Schwindelei spüren. Dann wandte er sich wieder dem Verkehr zu und sagte lange nichts mehr.

Nach einer Weile wurde der Verkehr dichter. Taxis und andere Fahrzeuge kamen ihnen entgegen. Reklametafeln von nahegelegenen Lokalen blinkten durch die Scheiben. Trotz des schlechten Wetters waren noch immer zahlreiche Passanten unterwegs.

Plötzlich brach die Musik im Radio ab.

»Verehrte Hörer, wir unterbrechen unsere Sendung für eine Warnung des Deutschen Hydrographischen Instituts«, tönte eine Männerstimme aus dem Lautsprecher. Der Taxifahrer drehte die Lautstärke wieder hoch und lauschte. »Für

die gesamte Nordseeküste besteht die Gefahr einer sehr schweren Sturmflut. Das Nachthochwasser wird etwa drei Meter höher als das mittlere Hochwasser eintreten.«

Der Sprecher wiederholte das Gesagte noch einmal, dann wurde wieder Musik eingespielt.

»Die armen Teufel«, brummte der Fahrer, während er das Radio leiser drehte. »Auf den Inseln vor der Küste wird es heute wohl richtig ungemütlich, so, wie der Wind bläst. Haben Sie gehört, wie sie den Sturm nennen?«

Die junge Frau schüttelte den Kopf. Sie hatte in den vergangenen Tagen anderes im Sinn gehabt, als sich um den Namen des Tiefs zu kümmern, das über Hamburg hinwegfegte.

»Sie nennen das Mädél Vincinette! *Die Siegreiche!* Ich frag mich ja nur, warum es ein Franzosenname sein musste. Als ob es nicht genug deutsche Namen für sie gäbe. Elfriede hätte gut zu ihr gepasst. Meine Schwiegermutter heißt so, müssen Sie wissen, und sie ist genauso biestig wie dieser Sturm! Aber wahrscheinlich geht's nach dem Alphabet, und da war wohl das V dran.«

Die junge Frau hörte nur mit halbem Ohr hin. Ihr war es egal, wie der Sturm hieß, der den Wasserpegel zu einer Flut steigen ließ. Vielmehr trieb sie die Sorge um, ob sie ihren Plan in die Tat würde umsetzen können. Sie hatte gehört, dass bei Sturm die Flugzeuge nicht starten durften. Würden sie dazu verdammt sein, weitere Tage in der Stadt zu verharren?

»Na, wenigstens sind wir hier sicher«, redete der Taxifahrer weiter, ohne darauf zu achten, ob sein Passagier zuhörte. »Die Küste ist hundert Kilometer entfernt, das braucht uns nicht zu kratzen. Und nasse Füße kriegt man hier in Hamburg ja eigentlich jeden Winter.«

Die unheimliche Stimme des Mannes am Bahnhof drängte sich wieder in ihr Bewusstsein. Im Suff übertrieb er natürlich, aber der Taxifahrer hatte recht. Es war nichts Neues, dass im Winter öfter mal das Wasser über die Deiche schwappte. Vollgelaufene Keller sorgten kurz für Unruhe, doch die Feuerwehr war schnell zur Stelle. Seit gut hundert Jahren hatte es keine Sturmflut mehr gegeben. So hatte man es ihnen im Unterricht erzählt.

»Unsere Deiche werden halten«, versicherte sich der Fahrer selbst und sagte dann nichts mehr, während er seinen Wagen weiter in Richtung Innenstadt lenkte.

Die junge Frau starrte aus dem Fenster. Die Häuser, an denen sie vorüberfuhren, wurden von den Regentropfen verzerrt. Schwere machte sich in ihrem Körper breit. Die zunehmende Entfernung zu ihrem Elternhaus wirkte beruhigend. Beinahe war es, als würde sie in den Schlaf abdriften, als plötzlich eine Sirene ertönte.

Sie schreckte hoch und sah gerade noch, wie der Peterwagen mit Blaulicht an dem Taxi vorbeiraste. Erschrocken wandte sie sich um, sah noch kurz das blaue Blitzen in der Rückscheibe des Taxis, bevor es verschwand.

»Die haben es aber eilig«, brummte der Taxifahrer, und die junge Frau bemerkte einen beunruhigten Unterton in seiner Stimme. »Wahrscheinlich hat es hinter uns einen Unfall gegeben.«

Die junge Frau nickte, ließ sich dann wieder in den Sitz sinken. Wenig später tauchte St. Georg vor ihnen auf.

In der Rautenbergstraße hielt das Taxi am Bordstein. Die junge Frau bezahlte und stieg aus. Der Sturm traf sie wie ein Schlag von der Seite, und ein unheilvolles Raunen zog um die Hausecke. Sie blickte nach oben.

Die Wohnung der alten Dame, bei der Rick zur Untermiete wohnte, lag im zweiten Stockwerk. Wenn die Hausfrau nicht da war, hatte er manchmal auf dem hübschen kleinen Balkon gegessen, sich gesonnt und auf sie gewartet.

Ihr Blick schweifte weiter. Licht brannte in seinem Zimmer. Bestimmt packte auch er gerade seine Koffer.

»Dann lassen Sie sich mal keinen Ziegelstein auf den Kopf fallen, junge Frau!«, gab ihr der Fahrer auf den Weg.

Sie schreckte zusammen. Beinahe hätte sie vergessen, dass sie noch vor der offenen Beifahrertür stand.

»Danke und gute Nacht!«, gab sie zurück und schloss die Tür.

Kurz sah sie dem Taxi nach, dann strebte sie dem Hauseingang zu. Ricks Vermieterin würde sicher nicht begeistert sein, dass zu dieser späten Stunde noch Damenbesuch kam. Aber schon bald würde sie das nicht mehr kümmern müssen.

ERSTER THEIL

Der Besucher







# 1. Kapitel

2014

Das leise Piepen der Monitore tönte mir entgegen, als ich die Neurologische Intensivstation betrat. An den Geruch nach Desinfektionsmitteln war ich mittlerweile gewöhnt.

Auffällig war die Ruhe, die von dieser Station ausging. Die Schwestern in ihrer blauen Klinikkleidung bewegten sich mit Bedacht, und obwohl die Patienten von ihnen nicht gestört werden konnten, unterhielten sie sich sehr leise.

Am frühen Freitagnachmittag gab es hier nur wenige Besucher. Wer nicht mehr in der Arbeit war, machte in der Stadt seine Besorgungen. Der große Besucherstrom würde erst morgen einsetzen. Wenn überhaupt auf dieser Station, wo es keine Gespräche gab und keinen Kaffee. Einer Station, wo nur Stille herrschte und die Anverwandten und Freunde schwiegen, während die Maschinen, an denen die Patienten hingen, ihr eigenes Lied sangen.

Meine Mutter Cornelia, zu der ich in den vergangenen Jahren kaum Kontakt gehabt hatte, lag seit zwei Wochen hier. Der Schlaganfall hatte sie glücklicherweise an einem Werktag getroffen. Die Kunden in ihrem Buchladen hatten dafür gesorgt, dass sie sofort in die Klinik gebracht wurde. An einem Wochenende, allein in ihrer Wohnung, wäre sie wahrscheinlich gestorben.

Die schnelle medizinische Hilfe hatte jedoch nicht verhindern können, dass sie schwerwiegende Schäden davongetragen hatte. Wegen epileptischer Anfälle, die ihr noch mehr zu schaden drohten, hatten sich die Ärzte entschlossen, sie ins künstliche Koma zu versetzen, bis es ihnen gelang, diese medikamentös einzudämmen.

Vor dem Zimmer meiner Mutter blieb ich stehen. Neben der Tür war ein kleines Regal mit mintgrünen Vlieskitteln, Überziehern für die Füße, Mundschutz, Handschuhen und Häubchen. Wenn man ins Zimmer wollte, musste man sich in ein Wesen vom Mars verwandeln.

Ich blickte durch den Türspalt.

Mutter lag reglos auf dem Bett, das ergraute Haar über dem Kissen ausgebreitet, die Arme auf Kissen neben ihrem Körper. In einer Hand steckte der Zugang, der sie mit Medikamenten und Nahrung versorgte.

Ich vermied es auch heute, ihren Hals zu betrachten, in dem die Beatmungskanüle steckte. Beim ersten Mal war mir schlecht geworden, als ich gesehen hatte, dass sich kleine Wassertröpfchen am Kunststoff sammelten. Stattdessen blickte ich in ihr Gesicht, das mich so oft abweisend angesehen hatte.

Es war schon seltsam, dass sich in meiner Brust trotzdem Gefühle regten. Sie war meine Mutter, trotz allem, also war das wohl ganz natürlich.

»Ah, Frau Petri, schön, dass Sie da sind!«

Ich wandte mich um.

Dr. Karsten, ein hochgewachsener Mann mit Brille und dichtem weißen Haarschopf, kam auf mich zu. Er trug wie die Schwestern blaue Arbeitskleidung, an seiner Brusttasche steckte ein Namensschild, und um seinen Hals hing ein Stethoskop.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte er und reichte mir die Hand zur Begrüßung.

»Gut«, antwortete ich, denn ich war sicher, dass er bei allen Patienten, die er zu versorgen hatte, nicht wirklich wissen wollte, wie es bei mir aussah.

»Das freut mich. Ich hätte da etwas mit Ihnen zu besprechen, bevor Sie Ihre Mutter besuchen. Wäre Ihnen das recht?«

»Natürlich.«

»Gut, dann lassen Sie uns doch in mein Büro gehen, ja?«

Er deutete auf eine Tür. Ich nickte und folgte ihm.

Das Büro, das eigentlich ein Sprechzimmer war, verströmte den sterilen Charme, der auch auf der Station vorherrschte. Hinter der Untersuchungsliege, die mit einem Papierüberzug versehen war, befanden sich ein Schreibtisch und zwei Stühle. In einem Regal türmten sich Plastikbehälter mit verschweißten Kanülen und schmalen Schläuchen. Auf dem Tisch lagen Patientenakten, die meiner Mutter obenauf.

Wir nahmen Platz, ich auf dem Stuhl, von dem aus ich in das Grau blicken konnte, das sich über Hamburg spannte. Es war seltsam. Die Meteorologen hatten eigentlich Sonnenschein angesagt. Vielleicht lag es an der Wolke über meinem Kopf, dass sie unrecht hatten.

Ich ahnte, warum der Arzt mich zu sich gerufen hatte.

Dr. Karsten musterte mich einen Moment lang, als könnte er durch meine Haut sehen, wie sich alles in angstvoller Erwartung zusammenzog. Dann seufzte er kurz, als müsste er Anlauf nehmen für das, was jetzt folgte.

»Der Zustand Ihrer Mutter ist leider so, dass wir sie auch in der kommenden Woche nicht aus dem Koma holen kön-

nen. Die Epilepsien lassen sich nur schwerlich in den Griff bekommen.«

»Wie lange, glauben Sie, wird es dauern?« Meine Stimme klang wie eingefroren. All die Jahre hatte ich Probleme mit meiner Mutter gehabt. All die Jahre hatte ich es vermieden, ihr unter die Augen zu treten, weil ich ja doch wieder das Gefühl gehabt hätte, gegen eine Wand zu laufen.

Und jetzt saß ich hier und ein Fremder sagte mir, wie es ihr ging. Sie selbst hatte es nie getan.

»Nun, das lässt sich schwer sagen. Es ist natürlich immer möglich, dass es einen plötzlichen Durchbruch gibt. Ansonsten zwei Wochen, vielleicht drei. Man erkennt jedoch bereits, dass Ihre Mutter einige Schäden zurückbehalten wird, die einer Reha bedürfen. Ihr Sprachzentrum ist stark in Mitleidenschaft gezogen worden, und wir gehen von einer Lähmung der rechten Körperhälfte aus.«

Lähmung der rechten Körperhälfte. Schädigung des Sprachzentrums. Ich wusste nicht, was schlimmer war.

Kaum jemand liebte Worte so wie meine Mutter – auch wenn sie nur selten viele an mich verschwendet hatte. Besonders nicht nach dem Vorfall in meiner Kindheit.

Aber Fremden gegenüber war sie stets aufgeschlossen. Sie liebte es, mit Leuten über Bücher zu reden, zu diskutieren und manchmal auch zu streiten. Dass all das nicht mehr möglich sein würde, wenn sie die Augen aufschlug, konnte ich mir kaum vorstellen.

»Einen endgültigen Befund können wir natürlich erst stellen, wenn sie wieder wach ist. So lange müssen wir hoffen, dass keine Komplikationen eintreten.« Er machte eine bedeutungsvolle Pause, dann fügte er hinzu: »Weshalb ich Sie aber eigentlich hergebeten habe, ist Folgendes: Da Ihre

Mutter momentan unfähig ist, Entscheidungen für sich zu treffen, wollten wir Sie fragen, ob sie eine Vorsorgevollmacht erstellt hat.«

»Vorsorgevollmacht?«

Offenbar hatte ich heute meinen begriffsstutzigen Tag, denn mit dem Wort konnte ich nichts anfangen.

»Eine Vollmacht, die regelt, wer im Falle schwerer Krankheit der gesetzliche Vertreter sein soll.«

»Sie meinen so was wie einen Vormund?«

Davon hatte ich mal im Zusammenhang mit Pflegekindern gehört oder mit alten Menschen, die entmündigt wurden. Meine Mutter war weder das eine noch das andere. Sie war doch nur krank!

»Von Vormundschaft wird seit einigen Jahren nicht mehr gesprochen, seit 1992 gilt das Betreuungsgesetz«, referierte Dr. Karsten. »Darin ist geregelt, dass man sich einen Betreuer wählen kann, der im Krankheitsfall wichtige Entscheidungen trifft, wenn man selbst dazu nicht mehr in der Lage ist. Gibt es so eine Verfügung nicht, setzt das zuständige Gericht eine Person ein. Das kann ein Familienangehöriger sein, aber auch ein Anwalt oder Sozialarbeiter.«

Meine Mutter brauchte einen Betreuer. Möglicherweise würde das ein fremder Mensch sein. Jemand, der sie nicht kannte.

Diese Information musste ich erst einmal verdauen.

Nie hatte ich daran gedacht, dass sie eines Tages so schwer krank werden würde. Nie hatten wir beide darüber geredet, was sein würde, wenn dieser Fall einträte.

Zwischen meiner Mutter und mir hatte immer eine zornige Anspannung geherrscht, die kaum ein vernünftiges Gespräch möglich machte.

Solange wir uns nicht gegenüberstanden, war alles erträglich gewesen. Meist vergaß ich, dass sie da war, weil wir so selten Kontakt hatten, und ihr schien es ähnlich zu gehen.

Doch seit Vater gestorben war, bestand sie darauf, dass wir uns hin und wieder sahen – auch wenn ich bei unseren Treffen kaum das Gefühl hatte, dass sie mich aus Zuneigung sehen wollte. Vielmehr hatte es den Anschein, dass sie mich brauchte, um ihre angestaute Wut abzulassen.

Nur wenige Minuten, nachdem ich ihre Wohnung oder ihren Laden betreten hatte, knallte es – und zwar gewaltig, so dass ich nach nicht mal einer halben Stunde wieder abreiste und mir vornahm, ihren nächsten Anruf zu ignorieren.

Und jetzt musste ich feststellen, dass wir aufgrund all unserer Streitereien nie über wirklich wichtige Dinge gesprochen hatten.

Ein gerichtlich bestellter Betreuer.

Die Worte allein lasteten wie ein Stein auf meiner Brust. Die Frage, ob vielleicht doch so ein Schriftstück existierte, wirbelte durch meinen Kopf.

»Ehrlich gesagt weiß ich nicht, ob es solch eine Verfügung gibt. Meine Mutter ... Sie war immer gesund, wissen Sie? Sie hat sicher nie damit gerechnet, dass sie einen so schweren Schlaganfall erleiden wird.«

Der Arzt nickte. »Ja, das ist verständlich. Vielleicht können Sie in den Unterlagen Ihrer Mutter nachschauen. Es wäre sehr wichtig.«

»Und was, wenn ich nichts finde?« Ein schmerzhaftes Ziehen breitete sich in meiner Magengegend aus.

Dr. Karstens Miene wurde ernst. »Dann wird das Gericht einen Betreuer bestellen. Sie könnten natürlich einen Antrag

stellen, aber nicht in jedem Fall wird das Gericht Sie berücksichtigen.«

»Aber ich bin ihre Tochter!«

Mein Herz wummerte gegen meinen Brustkorb. Das war seltsam, denn eigentlich war ich immer froh gewesen, nichts von meiner Mutter zu hören. Und es hatte sogar eine Zeit gegeben, in der sie mir egal gewesen war.

»Sicher sind Sie das. Doch das Gericht entscheidet danach, wer der beste Betreuer für Ihre Mutter ist. Sie werden die zuständigen Sachbearbeiter davon überzeugen müssen, dass Sie geeignet sind, die entsprechenden Entscheidungen zu treffen. Das betrifft nicht nur die Gesundheit, sondern auch die Besitztümer Ihrer Mutter.«

Das klang beinahe so, als wüssten die Sachbearbeiter bereits, wie es zwischen mir und Mutter aussah. Und wenn nicht, brauchten sie sich nur ein wenig bei den Nachbarn oder Mutters Bekannten umhören.

Unter diesen Umständen würden sie mir nie die Pflegerschaft übergeben.

»Frau Petri?«

Die Stimme des Arztes holte mich aus meinen Gedanken.

»Ja?«

»Schauen Sie doch bitte übers Wochenende nach, ob Sie eine Verfügung Ihrer Mutter finden. Rufen Sie Ihren Anwalt oder Notar an, falls es einen gibt. Manche Patienten hinterlegen ihre Verfügungen dort.«

Ich nickte, doch ein gutes Gefühl hatte ich nicht dabei. Welchen Grund sollte meine Mutter haben, mich zu ihrem Betreuer zu bestellen?

»In Ordnung«, hörte ich mich sagen. »Gibt es ... Können Sie mir sonst noch irgendeinen Tipp dazu geben?«

»Nun ja, wenn Sie zur Betreuerin Ihrer Mutter bestellt werden wollen, würde ich Ihnen raten, einen Anwalt zu nehmen. Es gibt einige sehr gute in dem Bereich, die das Gericht eher von Ihren Qualitäten überzeugen können, als es bei Ihnen selbst der Fall wäre.«

Eigentlich hätte ich deswegen beleidigt sein müssen, denn ich konnte ziemlich überzeugend sein – doch ich verstand, was er meinte.

Dr. Karsten streckte seinen Arm nach dem Regal aus, durchsuchte einen Moment lang den Kleinkram, der dort lag, dann zog er eine kleine Karte hervor.

»Hier, dieser Anwalt ist auf Familienrecht spezialisiert. Er kann Ihnen sicher weiterhelfen.«

*Martin Steyer* stand auf der Karte. Darunter Adresse und Telefonnummer der Kanzlei.

»Aber möglicherweise werden Sie ja auch fündig. Ältere Leute tun gegenüber ihren Angehörigen oftmals so, als wären sie unverwundbar, doch im Stillen machen sie sich schon Gedanken über den Krankheitsfall. Als ich meiner Mutter eine Patientenverfügung ans Herz gelegt habe, sagte sie: ›Das hab ich doch schon längst, Jung!‹«

»Danke«, sagte ich und versuchte mich an einem Lächeln. »Ich werde ihre Wohnung und ihren Laden auf den Kopf stellen. Vielleicht gibt es ja wirklich eine Verfügung.«

Der Arzt nickte mir aufmunternd zu und reichte mir die Hand. Sein Blick wurde hektisch. Der nächste Patient wartete. Vielleicht auch wieder ein Angehöriger. Das Klinikleben ging weiter.

»Geben Sie uns Bescheid, wenn Sie Hilfe brauchen. Unsere Sozialarbeiterin steht Ihnen mit Rat und Tat zur Seite.«

Damit war ich entlassen.

Wenig später fand ich mich erneut vor der Tür wieder, hinter der meine Mutter lag und von alledem nichts wusste. Wie mochte es sich anfühlen, im Koma zu liegen? Träumte man? War es so, wie manche behaupteten, dass man mitbekam, was ringsherum geschah? Schwebte ihre Seele durch die Gänge der Klinik?

Ich war nicht dazu erzogen worden, an Geister zu glauben. Ich hoffte nur, dass sie keine Schmerzen hatte. Und wenn sie träumte, dass der Traum ein guter war.

»Sie können gern zu ihr, wenn Sie möchten«, sagte die freundliche Stimme einer Schwester hinter mir. Ich hatte sie gar nicht bemerkt.

»Nein, heute nicht. Ich habe mit Dr. Karsten gesprochen und ...« Ich schüttelte den Kopf. Das interessierte die Schwester sicher nicht, sie wusste, wie es um meine Mutter stand.

»Sollten Sie es sich noch einmal überlegen, denken Sie bitte an die Schutzkleidung.«

Ich schaute sie an. Sie war mir bei meinen Besuchen hier noch nicht begegnet und konnte nicht wissen, dass mir das alles bereits bekannt war.

»Danke«, sagte ich und wartete noch, bis sie im Zimmer nebenan verschwunden war. Dann verließ ich die Station.